

15 Leipzig – Hamburg und zurück

Gunter Schmidt und Konrad Weller im Gespräch

*Unserem Freund und Kollegen Kurt Starke
zum 85. Geburtstag*

Vorbemerkung: Wenn ein Buch entsteht, schickt man den einen oder anderen Kapitelentwurf an vertraute Kolleg*innen mit Bitte um Anmerkungen, Ergänzungen, kritische Entgegnung. Solche substanziellen und häufig aufwändigen Feedbacks gehen dann mehr oder weniger in die Texte ein oder führen zu Vorworten oder Dankesworten in Vorworten. Im vorliegenden Fall konnte ich Gunter Schmidt zur Umsetzung eines Vorschlags, den er selbst gemacht hatte, überreden, zu einem synoptischen Gespräch (es wurde ein E-Mail-Austausch) über den sexualkulturellen Wandel in Deutschland und seine empirische Dokumentation.

Konrad Weller

Konrad Weller: Lieber Gunter, du hast in den 1960er Jahren die empirische Beforschung der Sexualität aus soziologischer Sicht in der BRD begonnen, das, was heute die empirische Wende in der deutschen Sexualwissenschaft genannt wird. Du hast einen Blick auf viele Studien in Deutschland und international. Was haben diese Studien, die großen Surveys geleistet, was haben sie für Erkenntnisse gebracht?

Gunter Schmidt: Sie erlauben einen historischen Blick, das ist für mich das Wichtigste – einen Blick auf den gesellschaftlichen Wandel der Sexualität, also auf Veränderungen des sexuellen Verhaltens, von Liebesbeziehungen und Partnerschaften, Sexualmoral und der Geschlechterverhältnisse. Leider werden Surveys heute selten und nur sehr nebenbei in diesem Sinne konzipiert und ausgewertet, sondern eher wie quasi-epidemiologische Daten zum Sexualverhalten, sauber aufgeschlüsselt nach demografischen Merkmalen. Ihre Legitimation ziehen sie aus dem erhofften Nutzen für die »sexuelle Gesundheit«

der Gesellschaft.¹ Das ist ein wichtiges Anliegen, aber für mich auch ein deprimierend verengtes.

K.W.: Zweifellos, das Monitoring der sexualkulturellen Entwicklung muss weit über gesundheitspolitische Themen hinausgehen und sollte weitgehend frei sein von Anlässen und Aufträgen oder sich zumindest nicht darauf beschränken. Die von dir initiierten Studien unter Studierenden und Jugendlichen haben, wie unsere *PARTNER*-Studien, eine große thematische Breite. Und – so meine Erfahrung – im Vorhinein war oft gar nicht so klar, welches Thema in den jeweiligen Fragebogen aufgenommen werden sollte und was sich historisch wie verändern würde – oder eben auch nicht. Was sind aus deiner Sicht generelle empirische Befunde, die den Wandel charakterisieren?

G.S.: Oh, das ist ein weites Feld. Gucken wir pars pro toto auf Jugendliche und junge Erwachsene, auf BRD und DDR bzw. – nach der Vereinigung – West und Ost, auf den Zeitraum der 1960er bis frühen 2000er Jahre, und auf Daten unserer gemeinsamen Studien.²

Der massive und schnelle Liberalisierungsprozess in sexuellem Verhalten und Sexualmoral Jugendlicher sowie dessen rasche Akzeptanz von Eltern und anderen Erwachsenen geschah im sozialistischen und kapitalistischen Staat gleichzeitig – in der DDR, für einen Westler kaum zu fassen, ohne Unterstützung einer rebellischen Jugend- bzw. Studentenbewegung wie die »1968er« im Westen. Aber es gab auch Unterschiede, zumindest graduelle: Jugendliche und junge West-Frauen erlebten in den 1980ern/ 1990ern den Sex mit ihren Freunden/Partnern deutlich ambivalenter und konfliktreicher, waren organistisch zurückhaltender und bemühten sich häufiger um Kontrolle in heterosexuellen Situationen als Ost-Frauen. Eine Ursache für diese Unterschiede sind wahrscheinlich die differenten Emanzipationsprozesse der Frauen in der DDR und BRD: Im Osten war Emanzipation *ökonomisch*, eben »materialistisch«, durch ihre im Vergleich zum

1 Vgl. u.a. die methodisch herausragenden britischen Wiederholungssurveys »Natsal« (u.a. Mercer et al., 2013) und den jüngsten deutschen Survey »Gesid. Gesundheit und Sexualität in Deutschland« (u.a. Briken et al., 2021).

2 Das Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig – nach dessen Abwicklung (1990) Kurt Starke und Konrad Weller – und die Abteilung für Sexualforschung der Universität Hamburg haben vier gemeinsame Studien zu diesem Thema vorgelegt (vgl. u.a. Clement & Starke, 1988; Starke & Weller, 1993; Schmidt et al., 1993; Starke & Weller, 2000; Starke, 2005; Schmidt et al., 2006).

Westen sehr hohe Berufsquote waren Frauen wirtschaftlich unabhängig von Männern und vermutlich auch selbstbewusster im sexuellen Umgang mit Männern; im Westen war Emanzipation *kulturell*, diskursiv, die feministische Sensibilisierung gegenüber männlicher Dominanz, Machtausübung und Gewalt, auch in Liebesbeziehungen und beim Sex, und der Widerstand dagegen waren hoch, die Skepsis und Vorsicht gegenüber Männern groß. Möglicherweise trugen diese Unterschiede dazu bei, dass es in der DDR mehr »Solo Sunnys«³ gab. Die Anfangsszene dieses Films erinnere ich so: Junge Frau und junger Mann erwachen nach einer Liebesnacht irgendwo in Berlin, die Sonne ist längst aufgegangen. Der Mann fragt, wann es denn hier den Kaffee gebe – und wird mit der freundlichen wie lakonischen Bemerkung »Frühstück ist nicht inbegriffen« aus der Wohnung komplimentiert. Welch coole, postpatriarchale Beendigung eines One-Night-Stands!

K.W.: Naja, Solo Sunny war nicht massenhafte Realität, sondern eher die Suche nach dem selbstbestimmten Leben. In der vormundschaftlichen DDR erfolgte die Emanzipation »von oben«, zum Beispiel durch die Einführung der Fristenregelung und der kostenlosen Pille 1972 ohne große Debatten, in der BRD »von unten«, durch jahrelangen Kampf der Frauenbewegung, das hat ganz anders politisiert.

G.S.: Ja, das ist ein wichtiger Unterschied, das Gleiche gilt für die Schwulenemanzipation, auch sie kam in der DDR »von oben«; die Liberalisierung des Strafrechts gegenüber Homosexuellen und schließlich die Aufhebung ihrer strafrechtlichen Diskriminierung erfolgten in der DDR früher als in der BRD – aber Schwule und schwules Leben blieben in der DDR unsichtbar, hinter den Kulissen, im Westen waren sie präsent und auf der Bühne, zum Beispiel in dem Film Rosa von Praunheims *Nicht der Homosexuelle ist pervers sondern die Situation, in der er lebt* (1971) oder bei den CSD-Umzügen in vielen westdeutschen Städten seit Ende der 1970er. »Wir sind anders und stolz darauf« war die Losung im Westen, »wir begehren zwar gleichgeschlechtlich, aber sonst sind wir so (bieder) wie Heteros« die im Osten (vgl. Schmidt, 1990).

K.W.: Die umfassende diskursbedingte Sensibilisierung für Macht- und Abhängigkeits- und Gewaltverhältnisse in heterosexuellen Beziehun-

3 *Solo Sunny*. Film von K. Wolf, u. a. mit R. Rößner. DEFA Studios, Berlin 1979/80.

gen, von der du sprichst, ist aber wohl erst ein Produkt der 1980er und späterer Jahre. Und so hat auch im empirischen Monitoring der ersten beiden Jahrzehnte der sexuellen Liberalisierung, also in den 1970er und 1980er Jahren sexualisierte Gewalt noch so gut wie keine Rolle gespielt. Die Studien unter Jugendlichen und Studierenden in West wie Ost hatten einen romantisierenden Blick, es ging um Liebe, das erste Mal, um Verhütung, um Partnermobilität und Treue.

G.S.: Ja, dieser naive liberale und romantisierende Blick auf die Sexualität Jugendlicher und junger Erwachsener dominierte die Hamburger Studien zum sexuellen Wandel lange Zeit. Dabei hatten Feministinnen längst den Selbstbestimmungsdiskurs auf den liberalen Diskurs gesetzt – allen voran Alice Schwarzer, die 1975 in ihrem Buch *Der kleine Unterschied und seine großen Folgen* anhand sehr konkreter Fallgeschichten sexuelle Machtausübung und -demonstration von Männern in herkömmlichen, ganz alltäglichen Heterobeziehungen thematisierte (vgl. Schwarzer, 1975). In einem Anfang der 1980er durchgeführten StudentInnenstudie versammelten Uli Clement und ich die Chance, dieses Thema aufzunehmen, wir waren fixiert auf die Frage, wie der Liberalisierungsprozess bei Studierenden seit unserer ersten Studie 1966 verlaufen war (vgl. Clement et al., 1984).

K.W.: Erst 1990 wurden Erfahrungen mit sexualisierter Gewalt umfassend thematisiert in der ersten deutsch-deutschen Jugendstudie, die unter deiner Leitung in Hamburg und Leipzig durchgeführt wurde ...

G.S.: ... du erinnerst dich, dass an der Planung und Auswertung dieser Studie erstmals viele Kolleginnen und Studentinnen beteiligt waren ...

K.W.: ... und das war gut so. Du hast damals festgestellt, dass die Geschlechter- und Gewaltdebatte die Wahrnehmung schärft für sexuelle Übergriffe, Machtverhältnisse, Grenzüberschreitungen und dass diese Sensibilität die sexuellen Umgangsformen verfeinert, pazifiziert. Ein großer Diskussionspunkt der damaligen Studie, in der ja West-Ost-Unterschiede noch im Zentrum der Betrachtung standen, war der Befund, dass die westdeutschen Mädchen fast doppelt so häufig (zu über 60 %) von Übergriffen berichteten als die Ost-Mädchen (lediglich zu 36 %). Das galt insbesondere für leichte Formen von Übergriffen. Solche Ost-West-Unterschiede finden sich in *PARTNER 5* nicht mehr. Was wir allerdings festgestellt haben, ist, dass bei den jüngeren Befragten viel mehr Sensibilität für sexuelle Grenzen und Grenzverletzungen existiert: Die jungen Frauen bis 24 Jahre berichten viel häu-

figer von Belästigungen als die über 50-Jährigen, was ja, bezogen auf die gesamte Biografie, eigentlich nicht sein kann. Das liegt an ihrer stärkeren Sensibilität gegenüber Grenzüberschreitungen. Lediglich bei Delikten, die weniger Definitionsspielraum haben, zum Beispiel exhibitionistischen Erfahrungen von Frauen, ist das anders: Da berichten ältere Frauen häufiger von Erlebnissen als jüngere.

G.S.: Letzteres ist ein Beleg dafür, dass Exhibitionismus von Männern tatsächlich eine verschwindende Sexualform ist.

K.W.: Es gibt ja seit 2010 eine große gesellschaftliche Debatte zur sexualisierten Gewalt gegen Kinder in Institutionen, in der Kirche, in pädagogischen Kontexten. In diesem Zusammenhang wurde auch skandalisiert, dass es in den 1970er Jahren noch sehr liberalistische Vorstellungen von den Möglichkeiten einvernehmlicher Sexualität zwischen den Generationen gab, die heute aufgrund eines differenzierteren Macht- und Gewaltdiskurses ganz unhaltbar sind. Gerade Vertreter der Kirche haben sozusagen zur Entschuldigung des Missbrauchs in ihren Institutionen gern auf das Argument zurückgegriffen, die Sexualisierung der Gesellschaft habe Missbrauch ermöglicht, angestiftet, begünstigt.

Mir scheint in der heutigen Zeit sehr wichtig, auch empirisch nachzuweisen, dass die sexuelle Liberalisierung zur Pazifizierung der sexuellen und geschlechtlichen Verhältnisse geführt hat und dazu beigetragen hat, die sexuelle Gewalt auf allen Ebenen zu begrenzen und zurückzudrängen. Nicht das Tabu sexueller Gewalt, sondern das Tabu des Darüber-Sprechens wurde abgebaut und führte zur angesprochenen Sensibilisierung. Die sexualkulturelle Liberalisierung hat keine Zunahme, sondern einen Rückgang der sexuellen Gewalt bewirkt.

G.S.: Den Zusammenhang zwischen Liberalisierung und Pazifizierung der Jugendsexualität hat der US-amerikanische Soziologe Harold T. Christensen schon in seiner eindrucksvollen kulturvergleichenden Studie in den 1960er Jahren vorgelegt (vgl. Christensen, 1966). Er verglich das Sexleben unverheirateter Studentinnen und Studenten aus dem sexualkonservativen Mittelwesten der USA und aus dem sexualliberalen Schweden. Bei den restriktiven AmerikanerInnen war nichtehelicher Sex selbstredend seltener als bei den SchwedInnen, zumindest bei den Frauen; aber wenn es zum Sex kam, dann fand er in der restriktiven Gruppe häufiger ohne Verhütung statt, häufi-

ger unter Alkoholeinfluss, häufiger mit GelegenheitspartnerInnen und häufiger als Folge von Zwang und Gewalt. Übrigens: Das erste »Opfer« des Liberalisierungsprozesses war die Doppelmoral, denn sexuelle Liberalisierung kann nur vorankommen, wenn Frauen und Männer gleiche Rechte haben (vgl. u. a. Schmidt, 2004). Aber ganz so linear, wie es jetzt klingt, ist der Zusammenhang zwischen Freizügigkeit und Zivilisierung nicht, es war bis zum feministischen Einspruch zunächst eine Liberalisierung zu den Bedingungen des männlichen Verständnisses von Sexualität; der nur vordergründig witzige Spruch der 1968er »Wer zweimal mit demselben pennt, gehört schon zum Establishment« ist ein anekdotischer Beleg hierfür.

Also: Die Liberalisierung der Sexualität geht mit ihrer Zivilisierung einher – aber nur partiell. Erst eingeebnet von feministischen, queeren und Selbstbestimmungsdiskursen sind die Spielräume für Sex, Liebe und Beziehung für Frauen und Männer wohl größer und vielfältiger geworden, als sie es hierzulande jemals waren – und größer als in den meisten Teilen der Welt. Natürlich kann aber auch die differenzierte Verhandlungs- oder Konsens- oder Selbstbestimmungsmoral, wie alle anderen noch so hehren Moralen und ethischen Entwürfe, bigott entgleisen, und dies geschieht immer wieder. Dann werden, zum Beispiel, schon mal Wandbilder von öffentlichen Gebäuden entfernt, auf denen schöne Frauen artig besungen werden. Unheimlich ist für mich, dass im Getöse, die solche Vorgänge im Netz und in den Medien auslösen, die Archetypen des Patriarchats reanimiert werden und die Bühne wieder betreten: der »Macho« und die »Gouvernante«.

K.W.: Du spielst auf das 2018 übermalte Gedicht an der Fassade der Alice-Salomon-Hochschule in Berlin an. Wir haben in *PARTNER 5* – die Idee zu dieser Frage hatte Kurt Starke – in einer größeren Batterie zu Formen sexueller Belästigung auch gefragt: »Haben sie sich schon einmal durch Gemälde im Museum belästigt gefühlt?« Da haben nur ganz wenige mit Ja geantwortet. Der empörte Gouvernanten-Blick scheint mir, wie so viel anderes in unserer Sexualkultur, eher medial als real verbreitet.

Lass uns zurückkommen auf sexuelle und partnerschaftliche Aspekte, die in den empirischen Studien von Anfang an für bedeutsam gehalten und ergo erfragt wurden, zum Beispiel die Partnergebundenheit. In den Ost-West-Vergleichen der 1980er Jahre leben zum

Beispiel die Studierenden im Westen viel häufiger als Singles als die Osis. Aber die ostdeutschen Studien zeigen auch schon seit den 1970er Jahren eine zunehmende Singularisierung, also keine durch das Gesellschaftssystem bedingte, sondern eine allgemeine Entwicklung, die du gern als Effekt einer »Modernisierung« bezeichnest. Was steckt hinter diesem soziologischen Labeling? Warum leben insbesondere junge Menschen immer seltener partnerschaftlich? Und das, obwohl die Wünsche nach zweisamer Lebensgestaltung historisch nicht rückläufig sind.

G.S.: Du klingst besorgt, aber die »Versingelung« respektive »Singularisierung« ist ein Scheinriese, der kleiner wird, wenn man genau hinguckt: Das Beziehungsverhalten vor allem junger großstädtischer Erwachsener hat sich in den letzten 30, 40 Jahren massiv verändert (vgl. Hamburg-Leipziger Dreigenerationenstudie, Schmidt et al., 2006; Starke, 2005). Dieser Wandel betrifft vor allem die *Organisationsformen* der Beziehungen – seltener ehelich, häufiger unverheiratet zusammenlebend oder »living apart together« – keinesfalls aber die *Beziehungsneigung*, die ungebrochen hoch ist. Im Zuge dieser Veränderungen sind die Zahlen der Singles zwar gestiegen, wie auch eure Studien zeigen; aber dies ist weitgehend eine Folge des relativ hohen Beziehungswechsels in den neuen Beziehungsformen. In einer Gruppe, in denen Beziehungen stark fluktuieren, wird man stets einen höheren Anteil von Männern und Frauen finden, die *gerade mal wieder* Single sind. »Single« ist nur bei wenigen ein Lebensstil, sondern für die meisten Singles eine Situation, in die man immer einmal wieder geraten kann und aus der man – meistens bald, seltener irgendwann mal wieder – heraus will. »Kettenbiografien«, die von mehreren aufeinander folgenden relevanten Beziehungen im Lebenslauf bestimmt wurden, und Patchworkfamilien sind die Folgen dieses Wandels.

K.W.: Kommen wir zum Partnersex. Da hat sich in den letzten Jahrzehnten viel verändert, qualitativ wie quantitativ. Aus dem guten alten Geschlechtsverkehr sind diverse sexuelle Praktiken geworden und – Partnersex wird immer seltener. Und das liegt nicht nur an der Singularisierung, er wird auch in Partnerschaften seltener praktiziert.

G.S.: Nach den englischen Surveys, die seit den 1990ern alle zehn Jahre wiederholt werden, nehmen die Sexfrequenzen in Hetero-Partnerschaften im Durchschnitt (Mediane) um einmal Sex im Monat pro

Dekade ab: von 1990 fünfmal, auf 2000 viermal und 2010 dreimal im Monat (vgl. Mercer et al., 2013, S. 1789 – 16- bis 44-Jährige). In unseren Vergleichsstudien mit deutschen Studentinnen und Studenten zeigt sich die abnehmende Häufigkeit des gemeinsamen Sex in festen Heterobeziehungen ebenfalls deutlich (1980 achtmal Sex im Monat, 2012 sechsmal). Die Ursachen hierfür sind letztlich unklar, aber vermutlich stecken eher gute Botschaften dahinter: Sexuelle Zufriedenheit und Lebendigkeit in einer Beziehung bemessen sich nicht mehr nach der Frequenz des gemeinsamen Sexes oder gar der Koitusfrequenz, diese gelten heute wohl eher als antiquierte Kriterien erotischer Qualitätssicherung.

K.W.: Ich sehe auch eine »gute Botschaft« – weniger Partnersex ist eine Folge sich durchsetzender Verhandlungsmoral. Sex findet nur dann statt, wenn beide es wollen. Und ich finde es auch emanzipiert, wenn »sie keine Lust hat auf das, was er will«, wie es unsere Kollegin Margret Hauch mal zugespitzt formuliert hat. Aber – da muss ich doch schon wieder den Besorgten geben – weniger Partnersex geht einher mit mehr als belastend erlebter sexueller Lustlosigkeit, da sind die Befunde eindeutig. Du hast Ende der 1990er Jahre aus sexualtherapeutischer Perspektive ja auch festgestellt: »Wir sehen immer mehr Lustlose« (Schmidt, 1998). Da hätten wir neue Probleme, die alte ablösen.

G.S.: Auch hier bin ich der Sorglosere: Der Titel »Wir sehen immer mehr Lustlose« ist ein Zitat, so formulierten damals viele SexualberaterInnen ihr Erstaunen, auch ihre Sorge, über das sprunghafte Anwachsen der Anzahl von Frauen, die sagten, dass sie keine Lust auf Sex mit ihrem Partner hatten. Wir sahen das auch in unserer Hamburger Sexualambulanz: Mitte der 1970er klagte nur eine Minderheit der Frauen über Lustlosigkeit, die meisten über Orgasmusprobleme; zu Beginn der 1990er hingegen war es drastisch umgekehrt, die meisten klagten nun über Lustlosigkeit und nur eine Minderheit über Orgasmusprobleme. Aber: Es kam nicht zu einer Zunahme sexueller Probleme bei Frauen, sondern zu einer anderen Wahrnehmung, einem anderen Labeln dieser Probleme. Offenbar war aus dem »ich kann nicht« ein »ich will nicht« geworden – und darin kann man einen emanzipativen Schritt sehen.

K.W.: Die sexuelle Lustlosigkeit ist im Übrigen kein generelles, sondern nur ein partnerbezogenes Phänomen. Die sexuelle Lustproduktion hat

historisch nicht abgenommen, sie wird nur anders organisiert. Nach unseren Befunden ist die sexuelle Gesamtaktivität nicht rückläufig, im Gegenteil, denn der Solosex hat stärker zugenommen, als der Partnersex abgenommen hat. In den Studien aus den 1980ern war das Solosex-Aufkommen im Westen höher, im Osten gab es mehr Partnersex. Inzwischen dominiert gesamtdeutsch der Solosex den Partnersex, zumindest quantitativ. Wie siehst du diese Entwicklung?

G.S.: Ich möchte es so ausdrücken: Spätestens seit den 1980ern koexistieren Partnersex einerseits und Masturbation/Solosex andererseits friedlich miteinander, sowohl bei Männern als auch bei Frauen (vgl. Dekker & Schmidt, 2002; Schmidt et al., 2006, S. 115ff.). Dies geht einher mit einem fundamentalen Einstellungswandel gegenüber der Masturbation in festen Beziehungen: Früher galt sie als obsolet und wurde höchstens als »Ersatz« für zu wenig partnerschaftlichen Sex akzeptiert; heute gilt sie bei großen Mehrheiten der Männer und Frauen als eine eigenständige Form der Sexualität, die unabhängig von der Frequenz des Partnersex praktiziert werden kann.

Der Sex muss heute mit den unendlichen Zerstreuungsmöglichkeiten der digitalen und konsumistischen Gesellschaft konkurrieren. Die Masturbation mit ihren unbegrenzten Fantasiemöglichkeiten ist dieser Konkurrenz offenbar eher gewachsen als der umständliche, hochnormierte, von einem anderen Menschen abhängige und weniger bunte Partnersex – es sei denn, die Verliebtheit in der Anfangsphase und deren Unsicherheit macht ihn bunt, abenteuerlich und intensiv. Die Masturbation ist dem digitalen, hochkonsumistischen Leben sozusagen auf den Leib geschnitten: immer verfügbar, unabhängig von anderen, abwechslungsreich und voller fantastischer Vielfalt – schade nur, dass Letzteres zumindest bei den Männern durch die überquellenden Pornoangebote oft gleich wieder vereinnahmt wird.

K.W.: Solosex verdrängt nicht den Partnersex, sondern ergänzt ihn. In diesem Zusammenhang ist auch unser Ergebnis wichtig, wonach diejenigen, die sowohl Partnersex als auch Solosex betreiben, die Aktivsten sind. Dieses Mehr an autonomer Lust gilt für alle Geschlechter, aber insbesondere bei den Mädchen und Frauen sind die Veränderungen enorm.

G.S.: Ich fand in eurer Studie die historische Entwicklung der Auslöseform des ersten Orgasmus interessant – immer weniger Frauen erleben den

ersten Orgasmus unter der »Anleitung« eines (sexuell erfahreneren) Mannes beim Partnersex. Welch ein emanzipativer Fortschritt, das liest sich wie eine »Unabhängigkeitserklärung«. Aus unseren Studien mit jungen Erwachsenen und Jugendlichen erinnere ich eine ähnlich starke Tendenz. Allerdings war der Anteil der Männer, die ihren ersten Orgasmus masturbatorisch erlebten, im Westen deutlich höher als bei euch vor der Wende.

K.W.: Bevor wir inhaltlich ins Detail gehen, muss ich eine kleine Episode erzählen: Diese Frage nach der Auslöseform des ersten Orgasmus wurde 1980 in *PARTNER II* zum ersten Mal gestellt. Als ich 1981 als frischgebackener Diplompsychologe am Zentralinstitut für Jugendforschung angefangen habe, bekam ich von Kurt Starke, dem Leiter der *PARTNER*-Studie, als erstes die Aufgabe, einen Forschungsbericht zur Reliabilität der Fragestellungen zu verfassen. Reliabilität meint die formale Zuverlässigkeit, die Messgenauigkeit der Fragen. Zu ihrer Erfassung hatten ein paar hundert Beteiligte an der Studie nach vier Wochen den Fragebogen erneut ausgefüllt, ein sogenannter Re-Test. Während sich die Befragten zum Beispiel ganz übereinstimmend an ihren ersten Partnersex erinnern konnten, schnitt die Frage zur Auslöseform des ersten Orgasmus vergleichsweise schlecht ab. Obwohl wir die Frage nur denjenigen gestellt haben, die angaben, sich an den ersten Orgasmus erinnern zu können, waren sich einige Befragte nicht so sicher. Dieses Ergebnis hat dann 1990, bei der Vorbereitung von *PARTNER III*, dazu geführt, dass wir heftig diskutierten, ob wir diese »Schätz«-Frage überhaupt wieder stellen ... zum Glück haben wir sie gestellt. Inzwischen zeigt sich, dass die historischen Vergleiche zur Auslöseform exemplarisch stehen für Emanzipation, dafür, dass Mädchen und Frauen immer seltener auf den Prinzen warten, der sie wachküss, dass sie sich die Ressource sexuelle Lust zunehmend autonom erschließen. Ich bin ganz deiner Meinung – das ist eine »Unabhängigkeitserklärung«.

Aber: Trotz aller Zunahme des Solosex bei den Frauen und des damit verbundenen Erfahrungserwerbs mit sexueller Lust – beim partnerschaftlichen Sex zählt sich diese Erfahrung nach wie vor nicht aus. Das Gender-Orgasmus-Gap will sich nicht schließen.

G.S.: Welches Orgasmus-Gap meinst du? Das Gap beim »multiplen Orgasmus«, der nach GroßmeisterIn Virginia Johnson und William Masters (vgl. Masters & Johnson, 1966) bei Frauen aus physiologi-

schen Gründen häufiger ist als bei Männern? Oder das Gap beim herkömmlichen Partnersex, der heute zwar variantenreicher im Hinblick auf Liebkosungen, orale und manuelle Stimulation, Stellungen usw. erfolgt, aber immer noch sehr häufig im penetrativen Akt endet – und wir wissen, ebenfalls von Johnson und Masters, dass die penil-vaginale Variante des Sex aus physiologischen Gründen für viele Frauen nicht die effektivste Technik zur Auslösung eines Orgasmus ist. »Orgasmus Gap« ist die moderne Fassung des alten Konzepts, dass männliches und weibliches sexuelles Erleben in gleicher Münze abzurechnen sind, und zwar in der Währung der Männer, der Ejakulation analog.

K.W.: Ich habe auf die anhaltende Debatte um »Orgasmusgerechtigkeit« (vgl. Döring & Rohangis Mohseni, 2022) angespielt. Verstehe ich dich richtig, dass dir diese Fixierung auf den sexuellen Höhepunkt beim Partnersex zu eindimensional ist?

G.S.: Ja. Ich halte es für sinnvoll, den Begriff »Orgasmusgerechtigkeit« durch »Erlebensgerechtigkeit« (nicht: Erlebensgleichheit) zu ersetzen. Leonore Tiefer, die US-amerikanische feministische Sexualforscherin, hat schon vor vielen Jahren mit Vehemenz und Ironie darauf verwiesen, dass Orgasmus zwar »nice«, aber keineswegs »mandatory« für ein befriedigendes sexuelles Erleben sei, die Fokussierung auf den Orgasmus maure sexuelles Erleben ein, nach einem phallokratischen Entwurf (vgl. Tiefer, 1994, S. 41).

K.W.: Wir haben herausgefunden, dass immer mehr Frauen einen Orgasmus vortäuschen, ist das ein emanzipatorischer Rückschritt?

G.S.: Das kann ich nicht erkennen. Das Interesse von Männern am Orgasmus ihrer Partnerin ist ja nicht nur Fürsorge, sondern in erster Linie ein männlicher Zugriff auf weibliche Sexualität. Leonore Tiefer hat in ihrem gerade zitierten Aufsatz spöttisch angemerkt, der Orgasmus sei oft nur das Signal, dass man nun endlich aufhören könne. Frauen, die »vortäuschen«, machen sich diese Erkenntnis zunutze. Das ist wohl unter »legitimer Widerstand« einzuordnen.

K.W.: Ok, Männer sind orgasmusfixierter als Frauen, und da ihnen nicht nur der eigene, sondern auch der der Partnerin so wichtig ist, könnte das – so »korrekt« es gemeint sein mag – einen gewissen Erwartungsdruck aufbauen. Zu diesen Erwartungen haben wir leider keine historischen Verlaufsdaten. Es gibt allerdings einen Befund, der dafürspricht, dass die Erwartungen beim Hetero-Partnersex

entspannter geworden sind: Einen frühzeitigen Orgasmus erleben Männer – und Frauen bei ihren Partnern – viel seltener als früher. Und da sich beim weiblichen Orgasmuserleben ja nichts verändert hat, könnte man folgern: Es wird nicht mehr so häufig als Versagen oder enttäuschte Erwartung erlebt, wenn er kommt und sie nicht.

Neues Thema: In der 1966er StudentInnenuntersuchung von Hans Giese und dir (Giese & Schmidt, 1968), die ja am Vorabend der »sexuellen Revolution« stattgefunden hat, habt ihr seinerzeit festgestellt, dass die Befragten oft noch gar keine partnerschaftliche Sexuale Erfahrung besaßen, dass sie aber schon ganz liberale Einstellungen zu einer Sexualität hatten, die sich nicht mehr durch Ehe, wohl aber durch eine Liebesbeziehung legitimiert. Du sprachst im Anschluss an den US-Soziologen Ira Reiss (1960) von »permissiveness with affection« und in den liberalen Einstellungen war die in den Folgejahren rasant vonstatten gegangene Vorverlagerung des Partnersex ins Jugendalter erkennbar und antizipierbar. Wir haben jetzt in *PARTNER 5* festgestellt: Liebe wird kaum mehr als Voraussetzung für Sex betrachtet. Insbesondere bei den Frauen ist der Einstellungswandel enorm, es gibt kaum noch nennenswerte Geschlechtsunterschiede. Ist das wieder so ein Vorbote, diesmal für einen künftigen Boom von One-Night-Stand und casual sex?

G.S.: Aus der »Freizügigkeit bei Zuneigung« ist eine »Freizügigkeit bei Konsens« geworden, eure Daten zeigen sehr schön, wie sich »Verhandlungsmoral« durchgesetzt hat. Aber nach wie vor hat die feste Beziehung zumindest den Heterosex fest im Griff: Die meisten Partnersexakte junger Erwachsener, über 90 %, finden in festen Beziehungen (»living apart together«, unverheiratet zusammenwohnend, verheiratet) statt, 1 bis 2 % beim »Fremdgehen«, 5 % »erbringen« die Singles (obwohl sie über 20 % der Stichproben ausmachen) (vgl. Schmidt et al., 2006, S. 114); bei StudentInnen finden sich die gleichen Trends.⁴ Findet ihr in *PARTNER 5* ähnliche Ergebnisse?

K.W.: Völlig eindeutig ist auch in unseren Daten: Partnersex findet ganz überwiegend in festen Beziehungen statt. In unserer Studie werden 12 % aller Partnersexakte außerhalb einer festen Beziehung prak-

4 Vgl. »Studentische Sexualität im Wandel 1966 – 2012«, Institut für Sexualforschung und forensische Psychiatrie der Universität Hamburg. Daten aus der Befragung 2012 (unpubliziert).

tiziert, also etwas mehr als in euren älteren Studien. Da deutet sich schon ein Anstieg des Heterosex außerhalb fester Partnerschaften an, befördert zum Beispiel durch die von Erwachsenen zunehmend genutzten digitalen Möglichkeiten zur Organisation sexueller Kontakte.

G.S.: Du meinst »Tindern«? Ich habe keine Ahnung, höre nur oft, dass »Tindern« selten zum analogen sexuellen Akt führt.

K.W.: Die Zunahme des Kennenlernens von Sexualpartner*innen übers Internet ist aktenkundig und diejenigen, die das ausprobiert haben, sind partnermobiler. Aber auch wenn Sex ohne Liebe heutzutage häufiger gedacht und künftig vielleicht auch häufiger praktiziert wird, innerhalb von Liebesbeziehungen ist Treue nach wie vor ein hoher Wert. Wobei wir einen historischen Wandel konstatieren von wechselseitiger Treueforderung zu wechselseitiger Toleranz, ganz im Sinne praktizierter Verhandlungsmoral. Das interessante Paradox in diesem Kontext: Die Toleranz gegenüber Nebenbeziehungen (jemanden lieben und zugleich jemand anderen gernhaben, einschließlich Geschlechtsverkehr), also das, was heutzutage Polyamorie genannt wird, hat sich historisch verstärkt – gleichzeitig hat die Erfahrung mit Nebenbeziehungen abgenommen. Meine Erklärung dafür ist, dass die moralisch zwar verwerfliche, aber verschwiegen praktizierte Affäre früherer Jahre leichter praktikierbar war, als die heute nach polyamorem Standard offen zu lebende, moralisch einwandfreie, einvernehmliche Zweitbeziehung.

G.S.: Das ist eine interessante Deutung eurer Daten, aber auch eine sehr kühne. »Polyamore Sittlichkeit« beschreibt, wie du sagst, nicht-monogame Liebesbeziehungen, in denen alle Beteiligten informiert und einverstanden sind (vgl. Kleese, 2007). Die Frage, auf die du dich beziehst, sagt nichts über diese Einvernehmlichkeit und subsumiert potenziell auch hierarchische Beziehungen (»Liebe« vs. »gernhaben«). Die empirischen Studien zum Sexualverhalten, die ja meistens »repräsentativ« auf die Population postpubertärer Menschen oder Teilpopulationen (z. B. nach Alter, sozialer Schicht usw.) schauen, ist Mainstream-fixiert, lässt Minderheiten links liegen, und läuft neuen gesellschaftlichen Entwicklungen immer ein wenig hinterher, beschreibt sie immer mit Verzögerung – das ist meine Grunderfahrung seit der ersten Studie dieser Art, an der ich beteiligt war, also seit 1966.

K.W.: Der unlängst verstorbene Volkmar Sigusch⁵ hat ja eine umfangreiche allgemeine theoretische Beschreibung der zweiten Phase der sexuellen Liberalisierung ab den späten 1980ern geliefert, die er neosexuelle Revolution nennt. Ich fand immer äußerst reizvoll und wichtig, solche und auch andere Theorien mit empirischen Befunden abzugleichen. Ein zentraler Aspekt von Siguschs Theorie ist die Diversifikation geschlechtlicher und sexueller Verhältnisse und die Flexibilisierung von sexuellen Orientierungen und Identitäten, für die wir viele Belege finden. Während die große Mehrheit der Befragten 1990 noch angab, ausschließlich heterosexuell zu begehren, ist es inzwischen nur noch eine Minderheit. Das wird nicht alles ausgelebt, zeigt aber doch einen großen gesellschaftlichen Wandel, der mehr ist als bloße Zunahme von Toleranz.

G.S.: Volkmar Sigusch spricht von drei sexuellen Revolutionen im kapitalistischen Westen. Die erste im Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert, die Sexualität biografisierte und sexuelle Eigenart als individuelle Entwicklung und Teil der Persönlichkeit begriff (vgl. auch Oosterhuis, 2000); die zweite in den 1960er Jahren mit ihren Liberalisierungs- und feministischen Diskursen; und die dritte, *neosexuelle Revolution* seit den 1980ern, die eine bis dahin unbekannte Vielfalt von Neosexualitäten, Neogendern und Neoallianzen (Lebens- und Beziehungsformen) hervorbringt, von der die 1968er nur träumen konnten.⁶ Sigusch sieht die neosexuelle Buntscheckigkeit zwiespältig. Einerseits öffnet sie Freiräume und hebt Diskriminierung und Verfolgung sexuell und geschlechtlich Anderer auf. Andererseits ist sie den Anforderungen des neoliberalen Konsumkapitalismus adäquat und insofern angepasst, es geht um »Selbstsex«, wie Sigusch es nennt, um selbstdisziplinierten, selbstoptimierten, konsumistischen Sex. Interessant und nachvollziehbar ist, dass Sigusch nicht von »Neoidentitäten« als ein Kennzeichen der neosexuellen Revolution spricht. Der Begriff »Identität«, der sexuelle und geschlechtliche Besonderheit als tief in die Persönlichkeit verankert konzipiert, also eher widerständig gegenüber neosexueller Flexibilität, anpassungsresistent ist, wird offenbar unzeitgemäß. Ich hielte das für einen Ver-

5 Volkmar Sigusch, geboren am 11.6.1940, gestorben am 7.2.2023.

6 Eine detaillierte Darstellung der Erscheinungsformen und gesellschaftlichen Hintergründe der »neosexuellen Revolution« findet sich in Sigusch (2013).

lust, ebenso wie einen »neosexuellen« Bedeutungswechsel des Begriffs »Identität«, der diesen zu einem leicht abstreifbaren, jederzeit austauschbaren Etikett machte. Sexuelle Identität beschreibt auch die biografische Dimension sexueller Individualität, man kann ihn nicht einfach aufgeben, allerdings gibt es auch andere Begriffe für diese Dimension in Psychoanalyse und Sozialwissenschaften – »Triebchicksale« (Freud), »sexual plots« (Stoller), »intrapsychische Skripte« (Gagnon und Simon) und »Lovemaps« (Money) (vgl. Schmidt, 2012).

K.W.: Du hast vorhin auf die westdeutsche Schwulenbewegung der 1970er Jahre hingewiesen, die anders sein wollte als der heterosexuelle Mainstream. Inzwischen ist seit Jahren die sexuelle und geschlechtliche Vielfalt gesellschaftlich auf dem Vormarsch mit dem Effekt der Vereinheitlichung oder Annäherung homo- und heterosexueller Denk- und Verhaltensweisen. Und auch durch Doppelmoral bedingte Gender-Gaps schließen sich allmählich. – Schafft der Diversitätsdiskurs die neue Gleichheit? Und besteht die anzustrebende Vielfalt letztlich also nicht im Kreieren immer neuer Identitätskategorien, sondern in der Entfaltung dessen, was Kinsey seinerzeit die »unlimited non-identity« genannt hat?

G.S.: Ich würde es so formulieren: Der Diversitätsdiskurs sensibilisiert für Ungleichheiten und pocht auf *Gleichwertigkeit* der Differenzen. Für Kinsey, Zoologe und Taxonom (also Erforscher biologischer Variationen), bevor er im mittleren Alter Sexualwissenschaftler wurde, muss sexuelle Vielfalt nicht »entfaltet« werden, sie ist einfach da. In einem programmatischen Vortrag (vgl. Kinsey, 1939) aus der Zeit, in der er seine Studien über das sexuelle Verhalten von Menschen in den USA konzipierte, machte er klar, dass er bei seinen Forschungen von der »unbegrenzten Nichtübereinstimmung« menschlichen Sexualverhaltens ausgeht. Dieser könne man nur durch sehr umfangreiche Interviews, die viele Aspekte des Sexuallebens umfassen, und mit einer sehr großen Zahl von Untersuchten gerecht werden. In der Tat haben Kinsey und KollegInnen für die beiden Kinsey-Reporte (vgl. Kinsey et al., 1948; 1953) mehr als 17.000 Menschen mit sehr detaillierten Interviews befragt und neben mittleren Tendenzen so detailliert wie keine anderen empirischen SexualforscherInnen Varianzen, Unterschiede untersucht – und ausführlich dargestellt. Die Abschnitte über »Variations« in seinen Reporten haben aber in der

öffentlichen und wissenschaftlichen Rezeption nie die gleiche Aufmerksamkeit erlangt wie diejenigen, zum Beispiel, über durchschnittliche Häufigkeiten des wöchentlichen Geschlechtsverkehrs. Diese Rezeption ist eine Verengung des Blickwinkels auf die Kinsey-Reporte, die weit mehr Ordnung schafft, als Kinseys Daten hergeben. »Unlimited nonidentity« ist ein zu Unrecht vergessenes Konzept. Wichtig für mich ist: Die Konzepte »unlimited nonidentity« und »sexuelle Identitäten« schließen sich nicht aus, sie sind unterschiedliche Möglichkeiten, über sexuelle Varianz nachzudenken.

K.W.: Meine Vision ist, dass in 30 Jahren kein Mensch mehr sagt, er wäre homo oder hetero, sondern dass die Leute ihre individuellen sexuellen Skripte/Lovemaps entwickeln und leben.

G.S.: Das ist eine schöne Vorstellung, aber zum Glück können wir Sozialwissenschaftler, wie der britische Soziologe Jeffrey Weeks sagt, besser die Vergangenheit als die Zukunft vorhersagen. Und Weeks rät zu Gelassenheit: Aus der heutigen *Monosexualität* – große Mehrheiten der Menschen beschreiben sich als »ausschließlich/überwiegend hetero« bzw. »ausschließlich/überwiegend homo« – könnte einmal geschlechtsoffene *Plurisexualität* werden. »Entscheidend ist, dass wir uns darum nicht so viele Sorgen machen. Wir müssen nicht damit hadern, dass es diese Kategorien (homo – hetero) gibt, und wir sollten nicht damit hadern, wenn sie irgendwann verschwinden« (Weeks, 2004, S. 65 f.). Ich teile diese Haltung.

K.W.: Lieber Gunter, hab vielen Dank!

Hamburg und Leipzig im Mai 2023

Literatur

- Briken, P., Dekker, A., Cerwenka, S., Pietras, L., Wiessner, C., Rüden, U. v. & Matthiesen, S. (2021). Die GeSiD-Studie »Gesundheit und Sexualität in Deutschland«. Eine kurze Einführung. *Bundesgesundheitsblatt*, 64, 1334–1338.
- Christensen, H.T. (1966). Scandinavian and American sex norms: Some comparisons with sociological implications. *The Journal of Social Issues*, 22(2), 60–75.
- Christenson, C.V. (1971). *Kinsey. A biography*. Bloomington: Indiana University Press.
- Clement, U., Schmidt, G. & Kruse, M. (1984). Changes in sex differences in sexual behavior. A replication of a study on West German students (1966–1981). *Archives of Sexual Behavior*, 13(2), 99–120.
- Clement, U. & Starke, K. (1988). Sexualverhalten und Einstellungen zur Sexualität bei Studenten in der BRD und in der DDR. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 1(1), 30–44.

- Dekker, A. & Schmidt, G. (2002). Patterns of masturbatory behavior. Changes between the Sixties and the Nineties. *Journal of Psychology and Human Sexuality*, 14(2–3), 35–48.
- Döring, N. & Rohangis Mohseni, M. (2022). Der Gender Orgasm Gap. Ein kritischer Forschungsüberblick zu Geschlechterdifferenzen in der Orgasmus-Häufigkeit beim Heterosex. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 35(2), 73–87.
- Giese, H. & Schmidt, G. (1968). *Studenten-Sexualität. Verhalten und Einstellung. Eine Umfrage an 12 westdeutschen Universitäten*. Reinbek: Rowohlt.
- Kinsey, A.C. (1939). Individuals. Address delivered June 5, Indiana University, Bloomington. Nachdruck in C.V. Christenson (1971), *Kinsey. A biography*(S. 3–9). Bloomington: Indiana University Press.
- Kinsey, A.C., Pomeroy, W.B. & Martin, C.E. (1948). *Sexual behavior in the human male*. Philadelphia: Saunders.
- Kinsey, A., Pomeroy, W.B., Martin, C.E. & Gebhard, P.H. (1953). *Sexual behavior in the human female*. Philadelphia: Saunders.
- Kleese, C. (2007). Polyamorie – vom Versprechen viele zu lieben. Ein Kommentar zum Forschungsstand. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 20(4), 316–330.
- Masters, W.H. & Johnson, V. (1966). *Human sexual response*. Boston, MA: Little Brown.
- Mercer, C., Tanton, C., Prah, P., Erens, B., Sonnenberg, P., Clifton, S., Macdowall, W., Lewis, R., Field, N., Datta, J., Copas, A., Phelps, A., Wellings, K. & Johnson, A. (2013). Changes in sexual attitudes and lifestyles in Britain through the life course and over time. Findings from the National Surveys of Sexual Attitudes and Lifestyles (Natsal). *Lancet*, 382, 1781–1794.
- Oosterhuis, H. (2000). *Step children of nature. Krafft-Ebing, psychiatry, and the making of sexual identity*. Chicago, London: The University Press.
- Quindeau, I. & Brumlik, M. (Hrsg.). (2012). *Kindliche Sexualität*. Weinheim u. Basel: Beltz Juventa.
- Reiss, I. (1960). *Premarital sexual standards in America*. Glencoe: The Free Press.
- Schmidt, G. (1990). Beschwichtigt der großen Differenz. (Buchbesprechung Günter Amendt (Hrsg.) »Natürlich anders. Zur Homosexualitätsdiskussion in der DDR«). *konkret*, 2, 78–79.
- Schmidt, G. (Hrsg.). (1993). *Jugendsexualität. Sozialer Wandel, Gruppenunterschiede, Konfliktfelder*. Stuttgart: Enke.
- Schmidt, G. (1998). »Wir sehen immer mehr Lustlose!« Zum Wandel sexueller Klagen. *Familiendynamik*, 23(4), 348–365.
- Schmidt, G. (Hrsg.). (2000). *Kinder der sexuellen Revolution. Kontinuität und Wandel studentischer Sexualität, 1966–1996*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Schmidt, G. (2004). Zur Sozialgeschichte jugendlichen Sexualverhaltens in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts (S. 313–325). In C. Bruns & T. Walter (Hrsg.), *Von Lust und Schmerz. Eine historische Anthropologie der Sexualität*. Köln: Böhlau.
- Schmidt, G. (2012). Kindersexualität. Konturen eines dunklen Kontinents. In I. Quindeau & M. Brumlik (Hrsg.), *Kindliche Sexualität* (S. 60–70). Weinheim u. Basel: Beltz Juventa.
- Schmidt, G., Lange, C. & Gaenslen-Jordan, C. (1993). West- und ostdeutsche Jugendliche. (1) Eine westliche Sicht. In G. Schmidt (Hrsg.), *Jugendsexualität. Sozialer Wandel, Gruppenunterschiede, Konfliktfelder*.(S. 66–79). Stuttgart: Enke.
- Schmidt, G., Matthiesen, S., Dekker, A. & Starke, K. (2006). *Spätmoderne Beziehungs-*

- welten. *Report über Partnerschaft und Sexualität in drei Generationen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schwarzer, A. (1975). *Der kleine Unterschied und seine großen Folgen*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Sigusch, V. (2013). *Sexualitäten. Eine kritische Theorie in 99 Fragmenten*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Starke, K. (2005). *Nichts als die reine Liebe. Beziehungsbiografien und Sexualität im sozialen und psychologischen Wandel: Ost-West-Unterschiede*. Lengerich: Pabst Science Publishers.
- Starke, K. & Weller, K. (1993). West und ostdeutsche Jugendliche. (2) Eine östliche Sicht. In G. Schmidt (Hrsg.), *Jugendsexualität. Sozialer Wandel, Gruppenunterschiede, Konfliktfelder* (S. 80–10). Stuttgart: Enke.
- Starke, K. & Weller, K. (2000). Deutsch-deutsche Unterschiede 1980–1996. In G. Schmidt (Hrsg.), *Kinder der sexuellen Revolution. Kontinuität und Wandel studentischer Sexualität 1966–1996* (S. 231–256). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Tiefer, L. (1994). Sex is not a natural act. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 7(1), 36–42.
- Weeks, J. (2004). »Homosexualität und Heterosexualität sind doch Fiktionen ...«. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 17(1), 60–69.

Biografische Notizen

Gunter Schmidt, Prof. Dr. phil, Dipl.-Psych., Jahrgang 1938, psychologischer Psychotherapeut und Sozialpsychologe, war bis zu seiner Pensionierung im Jahr 2003 an der Abteilung für Sexualforschung, Universitätsklinikum Hamburg, tätig und arbeitete danach freiberuflich als Psychotherapeut und Sexualwissenschaftler in Hamburg. Er publizierte unter anderem *Das große Der Die Das. Über das Sexuelle* (1988), *Sexuelle Verhältnisse. Über das Verschwinden der Sexualmoral* (1998) und *Das neue Der Die Das. Über die Modernisierung des Sexuellen* (2014).

Konrad Weller, Prof. Dr. phil., Dipl.-Psych., ist analytischer Paar- und Sexualberater. Er lehrte und forschte von 1995 bis 2020 als Professor für Psychologie und Sexualwissenschaft an der Hochschule für Angewandte Wissenschaften in Merseburg. Er engagiert sich in sexualwissenschaftlicher Forschung, sowie in Fort- und Weiterbildung und beraterischer Praxis.



Konrad Weller

Alles bleibt anders

Kontinuität und Zyklichkeit der sexuellen Liberalisierung



2021 · 244 Seiten · Broschur
ISBN 978-3-8379-3063-4

Eine Zusammenschau »empirie-gesättigter« Beiträge, basierend auf jahrzehntelangem sexualwissenschaftlichen Monitoring sexualkultureller Entwicklung.

»Alles bleibt anders« charakterisiert die Kontinuität und Zyklichkeit der Diskurse

zum Wandel geschlechtlicher und sexualkultureller Verhältnisse in Ost- und Westdeutschland. Die ausgewählten Texte aus 30 Jahren reflektieren diese und analysieren antilibérale Attacken gegen sexuelle Bildung, die mediale Skandalisierung insbesondere jugendlichen Sexualverhaltens, das politische Gezerre um die Gesetzgebung zum Schwangerschaftsabbruch und die Mutmaßungen zum Einfluss von Medien und Pornografie auf die sexuelle Entwicklung von Kindern und Jugendlichen. Das Gemeinsame der inhaltlich und formal sehr verschiedenen Texte besteht in ihrem Anspruch, mit sexualwissenschaftlichen Mitteln den gesellschaftlichen Prozess der sexuellen Liberalisierung zu dokumentieren und zu fördern.

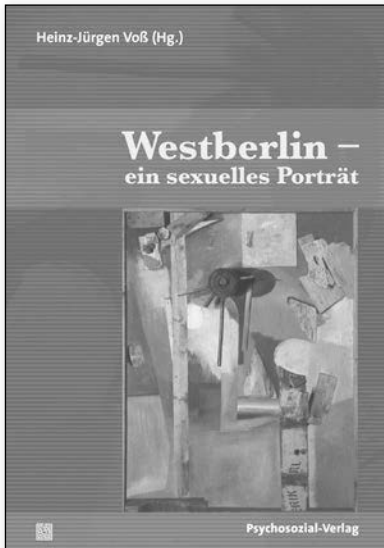
Konrad Weller erinnert an historische Verhältnisse und Ereignisse, die aktuelle sexualkulturelle und -politische Debatten verständlicher machen. Damit richtet sich das Buch nicht nur an sozial- und sexualwissenschaftliche, sozial-, sexual- und medienpädagogische Fachleute, sondern auch an gesellschaftspolitisch und psychologisch sowie an den Themen Partnerschaft und Sexualität interessierte Leser*innen.

Walltorstr. 10 · 35390 Gießen · Tel. 0641-969978-18 · Fax 0641-969978-19
bestellung@psychosozial-verlag.de · www.psychosozial-verlag.de



Heinz-Jürgen Voß (Hg.)

Westberlin – ein sexuelles Porträt



2021 · 323 Seiten · Broschur
ISBN 978-3-8379-3108-2

Mit dem Berlin-Kapitel aus Jayne Countys Autobiografie *Man Enough to be a Woman* – erstmals in deutscher Übersetzung

In Westberlin war immer mehr möglich – gerade in Sachen Geschlecht und Sexualität. Auch Sperrstunden und Sperr-

bezirke, wie in der BRD üblich, gab es hier nicht. Die interkulturell offene Stadt hatte nicht nur für Dienstreisende einen besonderen Reiz, sie war auch geprägt von alliierten Soldat*innen und von Gastarbeiter*innen. Junge Männer, die vor der Bundeswehr flohen, suchten hier Zuflucht – genau wie Menschen, die eine ausgemergelte Großstadt mit einer alternativen Kultur wollten.

Die Autor*innen eröffnen Einblicke in den Charakter dieser besonderen Stadt, wobei sie auf das Geschlechtliche und Sexuelle fokussieren. Texte und künstlerische Arbeiten fügen sich zu einem Gesamtbild, in dem individuelle Lebensentscheidungen ebenso Raum finden wie trans*, lesbischer und schwuler Aktivismus.

Mit Beiträgen von Gülşen Aktaş, Bilbo Calvez, G r me Castell, Jayne County, Danielle de Picciotto, Nora Eckert, Egmont Fassbinder, Carolyn Gammon, Cihangir G m şt rkmen, Peter Hedenstr m, Manfred Herzer-Wigglesworth, İpek İpek io lu, Susann Kaiser, Manuela Kay, Wilfried Laule, Katharina Oguntoye, Jayr me C. Robinet, Dieter Telge und Koray Yılmaz-G nay

Walltorstr. 10 · 35390 Gießen · Tel. 0641-969978-18 · Fax 0641-969978-19
bestellung@psychosozial-verlag.de · www.psychosozial-verlag.de



Heinz-Jürgen Voß (Hg.)

Die deutschsprachige Sexualwissenschaft **Bestandsaufnahme und Ausblick**



2020 · 526 Seiten · Broschur
ISBN 978-3-8379-3016-0

**Von grundständigen Bewertungen
bis hin zu prägnanten Ausblicken,
die grundlegende Veränderungen
des sexuellen Zusammenlebens
der Menschen konstatieren oder
gar ein Ende der ›Sexualität‹ – ins-
gesamt oder zumindest in ihrer
Besonderheit – sehen.**

Längst ist die Euphorie der sogenannten Sexuellen Revolution einer allgemeinen Ernüchterung gewichen. Statt zu einer grundlegenden Umwälzung geschlechtlicher und sexueller Verhältnisse kam es »nur« zu neuen Arrangements. So stellt sich die Frage, welche Bedeutung das Sexuelle heute hat, das stets tief verstrickt in andere gesellschaftliche Konflikte ist. Zur Beantwortung dieser Frage bedarf es einer aktuellen Bestandsaufnahme wichtiger Sexualwissenschaftler*innen aus dem gesamten deutschsprachigen Raum. Die Autor*innen beleuchten vor dem Hintergrund des »neosexuellen« Wandels den Weg der Sexualwissenschaft seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Mit Beiträgen von J. C. Aigner, C. Baltes-Löhr, K. Bischof, M. Böhm, P. Brien, J. Budde, U. Busch, A. Henningsen, D. Herzog, O. Hiort, P. M. Holterhus, W. Kostenwein, R. Lautmann, S. Mathiesen, T. O. Nieder, L. Pietras, I. Quindeau, U. Rauchfleisch, E. E. Schütz, K. Schweizer, U. Sielert, V. Sigusch, K. Starke, H. Stumpe, S. Timmermanns, E. Tuijter, B. Weidinger und K. Weller

Walltorstr. 10 · 35390 Gießen · Tel. 0641-969978-18 · Fax 0641-969978-19
bestellung@psychosozial-verlag.de · www.psychosozial-verlag.de



Marcus Heyn

Sexualpädagogik im Kreuzfeuer
Der *Sexualkunde-Atlas* 1969 und die Kritik
an schulischer Aufklärung



2023 · 563 Seiten · Broschur
ISBN 978-3-8379-3193-8

»Heyn schreibt die Geschichte der medialen Auseinandersetzung um das erste staatlich verantwortete sexualpädagogische Bildungsmedium.«

Prof. Dr. Meike Sophia Baader

Der *Sexualkunde-Atlas* von 1969 war das erste Aufklärungsbuch für den schulischen Unterricht in der Bundesrepublik. An ihm entzündete sich ein vielstimmiger und mit Heftigkeit geführter Diskurs um die Frage nach sexualpädagogischer Aufklärung. Diese Debatte war von Argumentationsmustern geprägt, die sich auch in aktuellen gesellschaftlichen Auseinandersetzungen um Formen und Orte sexueller Bildung zeigen.

Marcus Heyn untersucht den damaligen gesellschaftlichen Diskurs um sexuelle Bildung und zeigt, wie Akteur:innen und Materialien kontinuierlich zum Spielball politisch-ideologischer Kämpfe geraten. Mit seiner diskursanalytischen Untersuchung leistet er einen Beitrag zur Auseinandersetzung um Aufklärungsmaterialien in der BRD, der viele charakteristische Details zutage fördert, die es erlauben, nach Kontinuitäten in den heutigen Auseinandersetzungen zu fragen.

Die Studie *PARTNER 5* erforscht verschiedene Bereiche des Lebens, vor allem aber Partnerschaft und Sexualität. Hierbei geht es sowohl um die schönen Erlebnisse als auch um Grenzverletzungen und Gewalterfahrungen. Die Ergebnisse liefern eine konkrete und facettenreiche empirische Analyse aktueller Verhältnisse und dokumentieren den sexualkulturellen Liberalisierungsprozess in Deutschland.

Die Autor*innen geben die Ergebnisse der Studie wieder, die wesentliche Prozesse des sexualkulturellen Wandels herausstellen, wie die Geschlechterangleichung in sexuellen und partnerlichen Einstellungen und Verhaltensweisen, die Durchsetzung der Verhandlungsmoral, die Diversifizierung geschlechtlicher Identitäten, Orientierungen und Praktiken, die Sensibilisierung gegenüber sexualisierter Gewalt und die Medialisierung sexueller Umgangsformen.

Mit Beiträgen von Gustav-Wilhelm Bathke, Eva Kubitzka, Gunter Schmidt, Kurt Starke, Maria Urban, Heinz-Jürgen Voß, Cornelia Weller und Konrad Weller

Konrad Weller, Prof. Dr. phil., Dipl.-Psych., ist analytischer Paar- und Sexualberater. Er lehrte und forschte von 1995 bis 2020 als Professor für Psychologie und Sexualwissenschaft an der Hochschule Merseburg und engagiert sich in der sexualwissenschaftlichen, sexualpädagogischen und sexuologischen Aus-, Fort- und Weiterbildung.

Heinz-Jürgen Voß, Dr. phil., Dipl.-Biol., ist Professor für Sexualwissenschaft und sexuelle Bildung an der Hochschule Merseburg. Er forscht und arbeitet praxisorientiert zur Förderung geschlechtlicher und sexueller Selbstbestimmung und zur Prävention sexualisierter Gewalt.